

# Der Untergang Roms als Warnung an den Westen

Autor(en): **Ferguson, Niall**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **95 (2015)**

Heft 1032

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-736229>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Verteidigung der Freiheit

Zu den Betrachtungen von Niall Ferguson und Judith Butler

von René Scheu

**D**er britische Historiker Niall Ferguson konstatiert: Europäische Staaten drohen fundamentale Aufgaben nicht mehr erfüllen zu können. Wohlstand und Frieden der jüngeren Vergangenheit haben das Vertrauen der Bürger in sich und ihre Institutionen schwinden lassen. Die Staatsgrenzen sind nur mehr dürftig geschützt; es besteht aufgrund der teilweise unkontrollierten Zuwanderung in die europäischen Staaten eine allgemeine Ungewissheit über Lage und Identität der neuen Bewohner. Für Ferguson ist dies das Resultat eines langen Erschlaffungsprozesses europäischer Bürgerlichkeit. Seine Konklusion: Selbstzufriedenheit führt in den Abgrund – oder wir rappeln uns auf!

Die amerikanische Philosophin Judith Butler sieht die grösste Gefahr nach den Terroranschlägen in Paris genau hier: in der möglichen Überreaktion eines vielleicht geschwächten, aber stets latent militanten Überwachungsstaates. Was, wenn sich der Rechtsstaat – eine der grossen zivilisatorischen Errungenschaften des Westens – im Zuge der Bekämpfung des Terrorismus in einen Polizeistaat verwandelt, der die eigenen, völlig verängstigten und deshalb alles und jedes abnickenden Bürger ins Visier nimmt? Ihre Konklusion: drei Schritte zurück, dann einen vor – bis dahin ist höchste Wachsamkeit und Selbstbefragung gefordert!

Die Positionen der beiden Intellektuellen sind wichtige Warnrufe in unübersichtlichen Zeiten. Sie formulieren Warnungen vor der fortschreitenden Erosion der Errungenschaften jüngerer europäischer Kultur zur richtigen Zeit. Auch wir fragen uns: Wo lauert de facto die grössere Gefahr – im aktuellen IS-Terrorismus, den der europäische Westen erschrocken und verzagt hinnimmt, oder im latenten Staatsmilitarismus, der die Freiheitsrechte beschränkt, indem er sie zu schützen vorgibt? Es ist die alte Debatte über das Verhältnis von Freiheit und Sicherheit, die das liberale Lager immer wieder zu spalten bzw. zu zerreißen droht.

Klar ist: die Ghetto-Bildungen in grösseren europäischen Städten haben sich längst verfestigt. Über die Szene potentieller Islamo-Terroristen besteht in der Öffentlichkeit im besten Falle gut kaschierte Vagheit.

Ebenso klar ist indes: gerade Frankreich kennt besonders weitgehende Überwachungsgesetze – und dennoch vermochten die Geheimdienste und Sicherheitskräfte die jüngsten Anschläge nicht zu verhindern. Mehr Sicherheitskräfte bedeutet nicht zwangsläufig mehr Sicherheit – allerdings ist es auch keine Option, mit dem Verweis auf die vielen Verkehrs- und Grippeopfer, deren Zahl jene der Terrorismusopfer übersteigt, einfach zum business as usual überzugehen. Dies wäre moralischer Selbstmord.

Wir haben uns darum entschieden, die Lagebeurteilung kontradiktorisch abzuhandeln. Keine Frage: der Terrorismus wird uns weiter beschäftigen, ebenso wie der Kampf gegen ihn und die Bewahrung der Freiheit. Wir gehören nicht zu denen, die resignieren. Aber wir wissen auch: Die Verteidigung der Freiheit ist ein Mehrfrontenkampf.

Der ist nie einfach. Und er hört nie auf. ◀

# Der Untergang Roms als Warnung an den Westen

*Ich wiederhole nicht, was Sie bereits gelesen und gehört haben. Ich werde nicht behaupten, dass die Geschehnisse vom Freitagabend in Paris eine neue Stufe des Schreckens waren – sie waren es nicht. Ich sage nicht, dass die Welt an Frankreichs Seite steht, denn das ist eine hohle Phrase. Ebenso wenig werde ich François Hollandes Ankündigung erbarmungsloser Vergeltung Applaus spenden, denn ich glaube ihm nicht. Stattdessen sage ich Ihnen, was ich denke: So gehen Zivilisationen zugrunde.*

von Niall Ferguson

**I**ch zitiere zunächst Edward Gibbons Beschreibung der Plünderung Roms durch die Goten im August des Jahres 410 n. Chr.: «...in der Stunde der wilden Ausgelassenheit, wo jede Leidenschaft entflammt und jede Art von Zurückhaltung aufgehoben war ... [wurde] ein grausames Blutbad unter den Römern angerichtet ... die Strassen der Stadt [waren] mit toten Körpern bedeckt ... und wenn die Barbaren sich durch irgend einen Widerstand gereizt sahen, kannte ihre Blutgier keine Grenzen und schonte weder des Schwachen noch des Unschuldigen, noch des Hülflösen.»<sup>1</sup>

Gibt das nicht gut die Geschehnisse wieder, die wir in Paris am Freitagabend mitangesehen haben? Sicher, Gibbons «Verfall und Untergang des Römischen Imperiums», in sechs Bänden veröffentlicht zwischen 1776 und 1788, stellte Roms Zerfall als allmählichen Prozess dar. Gibbon deckt mehr als 1400 Jahre Geschichte ab. Die Gründe, die er für den Zerfall ausmachte, reichten von Persönlichkeitsstörungen einzelner Kaiser bis zur Macht der Prätorianergarde oder zum Aufstieg des persischen Sassanidenreichs. Verfall ging in Untergang über, wobei der (aufkommende, Anm. d. Ü.) Monotheismus als eine Art imperialer Fäulnisbeschleuniger wirkte.

Lange Zeit neigten Historiker dazu, mit Gibbon hinsichtlich der schrittweisen Entwicklung übereinzustimmen. Einige gingen sogar noch weiter und erklärten, «Verfall» sei ein anachronistischer Begriff, ähnlich dem Wort «Barbaren». Sie waren überzeugt, dass das Römische Reich – weit entfernt davon, zu verfallen und unterzugehen – unmerklich mit den germanischen Völkern verschmolzen war und so ein multikulturelles, postimperiales Idyll hervorgebracht hatte, das durchaus eine wohlwollendere Bezeichnung verdiente als die des «finsternen Mittelalters».

Eine jüngere Generation von Historikern hat jedoch neuerlich die Überlegung aufgebracht, der Verfall Roms könne durchaus plötzlich erfolgt sein – und eher gewaltsam als sanft. Nach Ansicht von Bryan Ward-Perkins handelte es sich dabei um eine

<sup>1</sup> Zitat aus der deutschen Übersetzung von Carl Gottfried Schreiter.

«gewalttätige Inbesitznahme durch barbarische Eroberer». Das Ende Westroms, schreibt er in «The Fall of Rome and the End of Civilization» (2005), sei «von Greueln und Verwerfungen begleitet gewesen, wie ich sie hoffentlich niemals werde erleben müssen; es zerstörte eine komplexe Zivilisation und warf die Einwohner des Westens auf einen prähistorischen Lebensstandard zurück».

Innerhalb von fünf Jahrzehnten schrumpfte die Einwohnerzahl Roms um 75 Prozent. Archäologische Spuren aus dem späten fünften Jahrhundert – schlechtere Wohnverhältnisse, primitivere Keramik, weniger Münzen, kleinwüchsiges Vieh – deuten darauf hin, dass der zivilisatorische Einfluss Roms im übrigen Westeuropa rapide zurückging. «Das Ende der Zivilisation», wie Ward-Perkins es nennt, ereignete sich innerhalb einer einzigen Generation.

Peter Heathers «The Fall of the Roman Empire» (2005) betont noch einmal die katastrophalen Auswirkungen massenhafter Migration, aber auch organisierter Gewalt: zunächst die Einwanderung der Hunnen aus Zentralasien, dann der Einbruch der Germanen in römisches Territorium. Nach seiner Lesart wurden die in Aquitanien siedelnden Westgoten und die Vandalen, die Karthago eroberten, durch den Reichtum des Römischen Reichs angezogen, den sie dann mit Hilfe römischer Waffen und römischen Know-hows an sich brachten.

«Den Abenteuerlustigen», schreibt Heather, «bot das Römische Imperium eine nie dagewesene Chance auf Wohlstand, wiewohl es zugleich ihre Existenz bedrohte [...] Nachdem die Hunnen eine Vielzahl (fremder Völker) über die Grenzen getrieben hatten, wurde der römische Staat zu seinem eigenen ärgsten Feind. Seine militärischen und finanziellen Errungenschaften beschleunigten noch den Prozess, in dessen Verlauf die Massen von Eindringlingen sich zu schlagkräftigen Armeen formierten. Sie waren nun in der Lage, kleinere Königreiche aus dem römischen Staatskörper auszugliedern.»

Die Prozesse, die heute die Europäische Union zerstören, ähneln alldem auf frappierende Weise. Dennoch wollen nur wenige von uns das Kind beim Namen nennen. Wie das Römische Reich im frühen fünften Jahrhundert hat auch Europa zugelassen, dass seine Abwehrbereitschaft verfiel. In dem Mass, wie Europas Wohlstand gewachsen ist, hat sich seine militärische Stärke, parallel zu seinem Selbstwertgefühl, verringert. Europa ist dekadent geworden, in seinen Einkaufszentren und Fussballstadien. Und es hat anderen Völkern Tür und Tor geöffnet, von denen viele zwar seinen Reichtum begehren, aber nicht von ihrem angestammten Glauben lassen wollen.

Dieses geschwächte Konstrukt, Europa, hat durch den syrischen Bürgerkrieg einen Stoss aus der Distanz empfangen. Dieser war zugleich Katalysator und direkte Ursache der grossen Völkerwanderung von 2015. Wie damals kommen sie von überall her aus der Peripherie des Reichs – aus Nordafrika, der Levante, aus Südasien –, doch diesmal kommen sie zu Millionen, nicht bloss zu Zehntausenden. Keine Frage, die meisten sind in der Hoffnung auf ein besseres Leben gekommen. Die Si-

tuation in ihren Heimatländern hat sich gerade so weit zum Guten entwickelt, dass sie sich die Reise leisten können, und gerade so weit zum Schlechten, politisch gesehen, dass sie das Risiko auf sich zu nehmen bereit sind.

Es ist aber unmöglich, dass sie nordwärts und westwärts strömen, ohne dass wenigstens einige der politischen Missstände ihnen folgen. Wie schon Gibbon sagte: überzeugte Monothelisten sind eine ernste Gefahr für ein säkulares Reich. Man kann sicher mit Recht behaupten, dass die überwiegende Mehrheit der Moslems in Europa nicht gewaltbereit ist. Doch ebenso kann man mit Recht sagen, dass die Mehrheit Ansichten pflegt, die sich nur schwer mit den Grundsätzen unserer liberalen Demokratien in Einklang bringen lassen – etwa mit unseren relativ neu erworbenen Vorstellungen von einer Gleichstellung der Geschlechter oder mit unserer Toleranz nicht bloss religiöser Diversität, sondern fast aller sexueller Neigungen. Eine gewalttätige Minderheit wird es überaus leicht haben, sich Waffen zu beschaffen und Angriffe auf unsere Gesellschaft zu planen – und all dies inmitten eben dieser Gesellschaft, die sich so vehement zum friedlichen Miteinander bekennt.

Ich weiss nicht genug über das fünfte Jahrhundert, um hier römische Quellen zu zitieren, die jeden neuen Akt der Barbarei von Neuem als «nie dagewesen» bezeichnen, selbst wenn dieselbe Barbarei sich schon oft ereignet hat. Ich weiss auch nicht genug von Autoren, die nach dem Fall Roms fromme Aufrufe zur Solidarität aussandten, selbst wenn ein Zusammenstehen «zusammen sterben» bedeutete; oder von solchen, die leere Rachedrohungen ausstiessen, selbst wenn sie dabei nichts anderes im Sinn hatten, als sich melodramatisch in Pose zu werfen.

So viel weiss ich aber: das Europa des 21. Jahrhunderts ist selbst schuld an den Schwierigkeiten, in denen es sich jetzt befindet. Zweifellos hat niemand auf der Welt mehr in die Erforschung der Geschichte investiert als das moderne Europa. Als ich vor mehr als 30 Jahren in Oxford anfangen zu studieren, war Gibbon Pflichtlektüre im ersten Semester. Es hat nichts gebracht. Wir lernten stattdessen eine Menge Unsinn: Nationalismus sei per se schlimm, Nationalstaaten seien noch schlimmer und am schlimmsten seien die Imperien.

«Die Römer vor dem Untergang», schrieb Ward-Perkins, «waren sich so sicher, wie wir es heute sind, dass ihre Welt im Wesentlichen unverändert ewig weiterexistieren würde. Sie irrten sich. Wir wären gut beraten, ihre Selbstgefälligkeit nicht zu wiederholen.»

Armes, armes Paris. Ein Opfer unserer Selbstgefälligkeit. ◀

---

**Niall Ferguson** ist britischer Historiker und Laurence-A.-Tisch-Professor of History an der Harvard University. Er lehrte unter anderem auch am Jesus College der Oxford University und in Stanford. Er gilt als Spezialist für Finanz- und Wirtschafts- und europäische Geschichte. Zuletzt von ihm erschienen: «Der Niedergang des Westens. Wie Institutionen verfallen und Ökonomien sterben» (Propyläen, 2013).

---

Aus dem Englischen übersetzt von Jan Meyer-Veden.